

Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 22 (1938)
Heft: 11-12

Artikel: Das "wo" als bezügliches Fürwort in unserer Mundart
Autor: Schmid, Aug.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-419814>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sicher waren dabei gutgeniente Gesichtspunkte wegleitend. Es kann sich bei Gebrauch der Mundart auch jeder einfache Mann zum Worte melden und seine vielleicht wertvollen Gedanken anbringen, die er in der Schriftsprache nicht zu formulieren vermöchte. Das Verhältnisverfahren, das bei Wahlen in die gesetzgebenden Behörden angewendet wird, hat es mit sich gebracht, daß in vielen Fällen Leute gewählt werden, die seit ihrem letzten Schultag kaum mehr in die Lage gekommen sind, hochdeutsch zu reden. Das ist an und für sich nicht etwa ein Nachteil. Das Eingreifen in einen Verhandlungsgang ist aber für solche Leute erschwert, weil sie andern, denen die hochdeutsche Schriftsprache in Ausbildung und Beruf vertraut geworden ist, im Ausdruck der Gedanken nicht ebenbürtig sind. Manch gute Idee bleibt so unausgesprochen. Schließlich ist die Pflege der Mundart auch ein Stück unserer viel genannten geistigen Landesverteidigung.

Oft wird in letzter Zeit auch die Mundart angewendet an Orten, wo sie nicht durchaus geboten ist. Zum Beispiel in Inseraten, Aufrufen, gewissen öffentlichen Ansprachen usw. Wiederum bedienen sich Redner, die sicher gut hochdeutsch sprechen könnten, der Mundart aus Effekt- und Popularitätshabscherei. Derartige Referenten tun das, um vor ihren Zuhörern als „vaterländisch“, „urig“, „bodenständig“, „volkstümlich“ oder sogar noch als „bescheiden“ zu gelten. Mundart ist in den letzten Jahren also geradezu Mode geworden. Die Sprachfreunde und alle guten Schweizer hätten demnach allen Grund, sich dessen zu freuen. Auch ich rechne mich zu ihnen, aber gerade darum muß ich sagen: „O, arme hochdeutsche Sprache!“ aber noch viel mehr: „O, du liebe Schweizermundart, was wird dadurch aus dir?“ — Warum ich an dieser „Mundarterei“ nicht eitel Freude habe, möchte ich an einem Beispiel vorführen. Es zeigt so recht, wie es unserer Mundart ergehen kann, wenn sie als „Amtssprache“ herhalten muß. Die nachfolgenden Sätze stammen wortgetreu aus dem Munde des Vorsitzenden einer Gemeindeversammlung!

„Berehrte Mitbürger! Da genügend Stimmberichtigti ertschiene sind, chönne mir mit unsere Verhandlunge beginne. Es isch uns leider a der verslossene Gemeinderatssitzung en Fehler underlaufe, indem der Sprächende die gägewärtigi Versammlung scho uf nünzähn Uhr 45, statt erscht uf zwanzig Uhr 15 fixiert het. Die nachfolgende Bekanntmachung het uf der Expedition von euserer Dorfzitung nicht mehr chönne demäntiert wärde, wil si bereits scho erschiene gsi gsi isch. Ich möcht allfällige Reklamante des bestimmtifte um Verzeihung und Entschuldigung bitte. Mit der Vorbermerkung möchti zur Tagesordnung übergoh, und die in Frog stehende Traktandums verläse. Die wärte Anwäsende sind höflichst bätte, im Rauchverbot strikte Folge zleiste. Damit erkläri die Versammlung als eröffnet.“

Wer kritisieren will, soll es auch besser machen können. Ich will versuchen, eine möglichst reine Mundart für die obigen Sätze zu gebrauchen:

„Liebi Mitbürger! Es sind gnueg Stimmberichtigti do, mir chönne mit euse Verhandlige afoh. Mir händ i der letschte Gmeindrotzsig en Fehler gmacht, wil ich die hüting Gmeind scho uf viertel vor acht, statt erscht uf viertel ab acht ha lo zämecho. D'Vladig het vo der Druckerei nümme chönne gänderet wärde, wil underdesse dr Uzeiger scho fertig drückt gsi isch. . . Wenn i dermit der eint oder der ander vertäubt ha, so sell er nüt für unguet ha. Ich möcht witerfahre und d'Traktandeliste verläse, sind aber so guet, und

fünd eui Pfisse und Stümpe ablösche, es isch im Gmeindsaal strängs Räukverbot. D' Versammlig isch eröffnet.“

Warum ist das ehrwürdige Gemeindeoberhaupt zu einer derart vermorgsten Mundart gekommen? Er hat sich seine Größerungsworte in richtigem Schriftdeutsch erdacht, sie dann aber in Mundart dargeboten. Es scheint leichter zu sein, schriftdeutsch zu denken, als in Mundart zu reden. Der Betreffende würde mir nun sicher einwenden, er spreche eben so, „wie ihm der Schnabel gewachsen sei“. Ich bin aber überzeugt, daß er ihm nicht so gewachsen ist. Der oben Angeführte ist kaum einmal im Ausland gewesen und spricht keine Fremdsprache und hört auch keine. In seiner Umgebung wird nie anders als in Mundart gesprochen — seine Versammlungseröffnung aber ist ein Bastard zwischen Hochdeutsch und Mundart, verbunden mit falsch benützten Wendungen und Fremdwörtern. — Die Wörter mit der Endung „-ung“, die unzählige Male wiederkehren, sind mundartähnlich ausgesprochene hochdeutsche Ausdrücke. Ist denn die gute mundartliche Aussprache dieser Endsilbe mit „-ig“ nicht mehr gut genug? Z. B. Bewegig, Versammlig, Bemerkig, Dring. Diese „-ung“-Wörter sind nicht einmal eine Zierde unserer Schriftsprache; wenn sie nun noch unverändert in die Mundart genommen werden, so sind sie geradezu schaufflich anzuhören, besonders wenn sie, wie im obigen Beispiel, reihenweise wiederkehren. Man darf sich dann nicht verwundern, wenn ein Anderssprachiger unsere Mundart als „Chinesisch“ bezeichnet.

Das kurze oben angeführte Beispiel zeigt uns, wie die Mundart traktiert wird, nur zur Größerung einer Gemeindeversammlung auf dem Lande. Wenn aber in einem Parlament eine Finanzvorlage oder ein Gesetzesentwurf in Mundart behandelt werden müßte, so würde man diese kaum mehr als solche erkennen können. Es werden hier Begriffe vorkommen, für die in der VolksSprache weder Wendungen noch Wörter bestehen. Das Ende des Liedes wäre eine „hochdeutsche Mundart“ oder „ein mundartliches Hochdeutsch“. Eines ist so verwerflich wie das andere.

Ich halte dafür, daß es besser wäre, sich in Zweifelsfällen der Schriftsprache zu bedienen, als die Mundart zu verknorzen und zu vergewaltigen. Wenn wir eine Maschine zwingen, Wendungen und Bewegungen zu machen, die sie zufolge ihrer Konstruktion nicht ausführen kann, so zerbricht sie oder leidet wenigstens. Ähnlich wird es der Mundart ergehen. Unsere Mundart ist viel zu wertvoll, als daß sie überall gebraucht und mißbraucht werden sollte. — Die Schweizersprochbewegig leistet ihr den denkbar schlechtesten Dienst, wenn sie sie zur Schriftsprache erheben will. Gerade die verschiedenen Nuancen und Feinheiten, die unsere Mundarten so reizvoll machen, müßten in diesem Falle gleichgeschaltet werden. Lassen wir der hochdeutschen Sprache, dort wo sie hingehört, ruhig ihren Platz, wir helfen damit am meisten zur Erhaltung unserer Mundart.

(Neue Aargauer Zeitung 4. 6. 1938.)

Das „wo“ als bezügliches Fürwort in unserer Mundart.

Es ist in den „Mitteilungen“ mit Recht schon oft gespottet worden über die bei uns so häufig zu hörende Scheinmundart, in der z. B. ein Versammlungsteilnehmer „den soeben os em kompetentesche Mund üseres verehrte Herrn Referente g'hörte, sehr beherzigenswerte Worte-n-os voller Überzügig sin vorbehaltlosi Zueschtimig usschprecht,

ond zwor in Gemäßheit der Forderige der geistige Landesverteidigig i orchigem Schwiztütsch".

Ungehörige Vermengungen von Mundart und Schriftdeutsch kommen übrigens nicht nur bei solchen Leuten vor, die aus einem gewissen Troz heraus in Versammlungen so reden wollen, wie ihnen (vermeintlich) „der Schnabel gewachsen ist“, sondern sie finden sich oft auch bei ernsten Schriftstellern, die sich alle Mühe geben, reines Schweizerdeutsch zu bringen und die, weil sie schreiben und nicht bloß aus dem Stegreif reden, sich gehörig Zeit nehmen könnten, den richtigen Ausdruck zu suchen. Der Verstoß gegen die Mundart, der wohl am häufigsten vorkommt, ist der falsche Gebrauch des bezüglichen Fürworts. So finde ich z. B. in J. G. Birnstiels Buch „Aus sieben guten Jahren“ folgende Sätze:

„Onder tuzig Päärl, die i der Chirche zämmgeh weret, sind gwüzz chum drü, die noch fötzg Johre no fröhli onderem gliche Dach schaltet und waltet.“

„gad wie en Ries, der d'Händ usstreckt.“

„es heb halt derig deronder, die wöllt d'Welt verändere.“
„vo der alte Bas Breene, die gsuelet het i der hindere Chammer.“

In der nämlichen Erzählung „E goldigi Hochzyt“ gibt es noch eine ganze Reihe weiterer solcher Beispiele. Übrigens würde der Titel in den Toggenburger Mundarten, die ich kenne, entweder heißen „E goldis Hoostig“ oder „E goldis Hochzig“ oder ähnlich.)

In richtiger Mundart wäre anstelle der gesperrt gedruckten bezüglichen Fürwörter überall „wo“ zu setzen. So verschieden auch unsere schweizerischen alemannischen Mundarten sind, so stimmen wohl alle darin überein, daß sie als bezügliches Fürwort stets das „wo“ benutzen; dies scheint eine allgemeine alemannische Eigenart zu sein.*)

Das bezügliche Fürwort steht sehr häufig in Verbindung mit einem Vorwort. Auch hier erscheint in unserer Mundart das „wo“.

Der Satz: „der Zucker ist in der Büchse, auf der (worauf) „Kaffee“ steht“, heißt auf Schweizerdeutsch nicht: „de Zogger ischt i de Böchs, of der „Kafi“ schtoht“, sondern: „de Zogger ischt i de Böchs, wo „Kafi“ drof schtoht“.

Entsprechend: das Haus, vor welchem (wovor) wir gestanden haben = 's Hus, wommer devor(zue) gschtande sind.

Der Mann, mit dem du mich hast reden sehen, ist mein Bruder = de Ma, wopni gseä hescht mettem rede, ischt min Brüeder gsi.

Das sind Kinder, mit denen man Freude haben kann = das sind Chind, wommer cha Freud ha mettene.

Ebenso: d' Fläsche, woni droz tronuge ha. Und: das ischt t'Husiereri, woni d' Chnöpf vonnere kchoft ha.

Sie glaube übrigens, viele Leute, welche bei öffentlichen Reden in mehr oder weniger guter Mundart Sätze bilden wie: „die Pschlüss, die mr soebe gsäft hend“, machen diesen Fehler nicht immer nur deshalb, weil ihnen das mundartliche Sprachgefühl abhanden gekommen ist, sondern häufig, weil sie das (hier gänzlich unangebrachte) Bedürfnis empfinden, die Mundart zu verbessern. Sie glauben, die Form mit dem „wo“ sei kindlich und stehe deshalb der Versammlungssprache nicht an. Dies trifft in Wirklichkeit gar nicht zu. Das „wo“ hat auch Heimatrecht in der besten

und gehobensten Schriftsprache, nämlich in den Zusammensetzungen woran, worauf, wohin, womit, wovon usw. In solchen Verbindungen konnte das „wo“ vom Vorwort durch andere Wörter getrennt werden: „das Messer, wo ich das Brot mit geschnitten habe“, und von solchen Fällen aus hat wohl das einfache „wo“ die Bedeutung des bezüglichen Fürwortes „der, die, das“ bekommen.

Auf jeden Fall steht es Leuten, die das Gefühl für einen der wesentlichsten Ziige unserer Mundart verloren haben, nicht an, sich als Verfechter des Schweizerdeutschen zu geben. Aug. Schmid.

Schweizerdeutsche Phrasen.

Man rühmt der Mundart nach, daß man in ihr keine Phrasen machen könne. In der Tat sträubt sie sich stärker dagegen als die Schriftsprache, aber gefeit ist sie auch nicht; es kommt auch auf den Mann oder die Frau an. Das weist uns ein gottbegnadeter und anerkannter Mundartdichter, Josef Reinhart, nach in seinem schönen Schriftchen „Die Poesie in der Kinderstube“ (Francke, 1938):

„... Einige Beispiele mögen zeigen, wie oft wir mit unserer erwachsenen, oft schulmeisterlichen Überlegenheit in die Unkindlichkeit verfallen:

I bin es Schwyzermeitelei,
cha gumpe und cha jodle,
's chas nit grad eis e so.

Ich habe dieses Lied noch niemals von Kindern singen hören, wenn nicht ein Sonnenschirm den Takt dazu schwang. Das Kind fühlt wohl instinktiv, daß das gemacht ist, daß es selber nie so empfindet. Oder klingt es nicht doch abgeschmackt, ein Kind, das in die Welt hinaus prahlt:

Cha gumpe und cha jodle,
's chas nit grad eis e so.

Es springt und hüpfst wohl in seinem Jugendglück, aber wenn es das empfindet oder gar aussagt, dann ist's nicht mehr kindlich. An einem Weihnachtslied möchten wir das, was wir unkindliche Mache nennen, nachzuweisen versuchen:

Nei lueget au dr Christbaum
I finer Liechtlipracht!
Mer wüsses alli sicher,
dä het üs 's Christkind g'macht.
Die Äugli glänze heller
Und 's Härzli chlopft fescht,
vor Freude möcht me južge,
's isch hüt jo 's Wiehnechtsfescht.

Nur acht Zeilen, aber unkindlich von Anfang bis Ende.

Nei lueget au dr Christbaum
I finer Liechtlipracht!

Ein schlaftriges Kind, das man noch zum Anschauen aufrufen müßte! „Eine Liechtlipracht“: welches Kind, das noch keine höhere Töchterschule besucht, sagt wohl einmal so? „Red vernünftig!“ würde die Mutter sagen.

Wo sagt ein gesundes Kind von sich selber, daß seine Auglein heller glänzen, wo singt es, daß sein Herzlein klopft, fest? Es müßte denn wirklich Herzklopfen sein, dann in Gottesnamen zum Arzt.

„Bor Freude möcht me južge.“

Warum denn nicht? Eben jauchzen sollen die Kinder, oder ist's verboten im ersten Stock? Und wo ist in solcher Poesie die Bildhaftigkeit? Etwas zum Schauen? Überall nur Gefühle geheuchelt, aber kein wirklich geschautes Bild.“

*) Pauls Wörterbuch und Grammatik bezeichnen sie noch etwas allgemeiner als südwestdeutsch. Hebel verwendete es auch schriftdeutsch: „das schlechteste Messer, wo er hat“. Vielleicht gehört hieher auch aus Schiller: „deliciöse Burthe, sag ich dir, wo als (jeweiligen) einer dem andern die Knöpfe von den Hosu stiehlt“. Merkwürdigerweise findet es sich sogar bei dem Thüringer Otto Ludwig: „Ihr Häusle, wo der Regen beinah hat umgeworfen.“ St.